

Christa Ludwig: ...und ich wäre so gern Primadonna gewesen. Erinnerungen
Unter Mitarbeit von Peter Csobádi. - Berlin: Henschel Verlag 1994, 287 S.,
DM 49,80, ISBN 3-89487-191-1

Rechtzeitig zum Karriere-Ende der Mezzosopranistin Christa Ludwig erscheint ihr Erinnerungsband. Primadonna konnte sie nicht sein, dieser Ehrentitel ist doch den Sopranistinnen vorbehalten, wie der des Primouomo den Tenören, aber eine weltberühmte Mezzosopranistin ist sie zweifellos geworden, geschätzt von Kritikern und Publikum, geliebt von einer internationalen Fangemeinde, skandalfrei trotz einer Scheidung (vom fast so berühmten Kollegen Walter Berry). Einmal war sie auf dem Sprung zur Primadonna, als sie in den frühen sechziger Jahren die großen hochdramatischen Partien anpeilte: Wagners Isolde und Brünnhilde, aber sie ließ dann doch die Finger davon und tat sicher gut daran. Übrig geblieben davon ist die legendäre *Fidelio*-Aufnahme unter Otto Klemperer, in der Christa Ludwig die Leonore nun wirklich besser und auch leichter als die meisten Sopranistinnen gesungen hat. Eine große Karriere war es, die die Tochter eines Sängerehepaares gemacht hat; es gab Begegnungen mit großen Dirigenten wie Böhm, Karajan und in der späteren Zeit vor allem Bernstein. Große Regisseure kommen in dem Buch bezeichnenderweise schon viel weniger vor. Mit Wieland Wagner hatte sie Schwierigkeiten, mit einem so netten Mann wie Otto Schenk ging es schon besser. Sie war eine Spielbegabung, wie man so sagt, mit einem fröhlichen Temperament gesegnet, eine besessene Menschendarstellerin, die sich fordern ließ, war sie wohl nicht. All das findet sich launig und unterhaltend formuliert in dem Buch. Eine leise Enttäuschung bleibt zurück, vor allem deshalb, weil frühere Interviews mit Christa Ludwig immer zeigten, daß sich hier eine Künstlerin mit viel gesundem Menschenverstand äußert. Von diesem Ausgangspunkt aus konnte man sich ein Erinnerungsbuch versprechen, daß tiefer lotet als die üblichen Fremd- oder Selbst-Hagiographien. Hagiographisch ist das Buch glücklicherweise nicht geworden, da hat die Einschätzung Christa Ludwigs nicht getrogen, aber eine tiefere Lotung findet leider auch nicht statt. Das merkt man schon zu Beginn bei der Schilderung der Kindheit im Dritten Reich, bei der Nichtwissen und Nichtsehen der Eltern allzu unbefragt geschildert werden, ebenso wie das nachträgliche Erstaunen nach dem Kempowskischen Motto: „Ach, wie isses nur wieder möglich“. Christa Ludwig bleibt auch im Folgenden weitgehend an der Oberfläche, was Partner, Dirigenten, Regisseure, die Probleme des Berufes betrifft. Es wird schon alles relativ offen besprochen, aber der Gestus des Dahinplauderns bleibt vorherrschend. Es mag sein, daß dies an dem Mitarbeiter

Peter Csobádi liegt, einem ehemaligen Karajan-Mitarbeiter und also den äußerlich-glitzernden Seiten des Musikbetriebs zugeneigten Co-Autor. Von dieser Seite scheint es keinen Ansatz zum Nachfragen, zum Tieferbohren, zur Nachdenklichkeit gegeben zu haben, und so bleibt der Eindruck, daß Christa Ludwig zu mehr fähig gewesen wäre. Viele Sänger-Autobiographien sind oberflächlicher als diese, aber es gibt auch prominente Beispiele dafür, daß man weiter kommen kann: der gewaltige Bassist Fjodor Schaljapin ist so ein Beispiel, aber da hieß der literarische Mitarbeiter auch nicht Peter Csobádi, sondern Maxim Gorki.

Jens Malte Fischer (München)